



Brigitta Kreß | Annette Mehlhorn (Hrsg.)

Füreinander Sorge tragen

Religion, Säkularität und Geschlecht
in der globalisierten Welt

 Sarah & Hagar

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Kreß/Mehlhorn (Hrsg.), Füreinander Sorge tragen, ISBN 978-3-7799-4149-1

© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4149-1>

Religion – Politik – Gender

Unter dem Brennglas von *Care*

Als am 11. September 2001 mit den Türmen des World-Trade-Centers das Weltbild eines vermeintlich die Welt beherrschenden aufgeklärten Westens in sich zusammenbrach, ging ein Ruck rund um den Globus. Während die einen die Notwendigkeit interreligiöser Verständigung neu entdeckten, andere sich in Islamphobie oder säkularen Fundamentalismus flüchteten und der Philosoph Jürgen Habermas (2001) neu über das verdrängte Religiöse im Säkularen nachdachte, hatte sich ein gutes Dutzend Frauen verschiedener religiöser Orientierung bereits auf den Weg gemacht. Seit Sommer 2001 suchten sie nach dem, was sie zwischen Religionen und Weltanschauungen verbindet: Als gebildete Frauen, als Mütter, als Menschen, die sich im Ewigen verankert und getragen wissen, lag ihr gemeinsames Anliegen darin, Welt und Schöpfung zu achten und zu bewahren. Unter dem Namen der in Judentum, Christentum und Islam bezeugten Glaubensmütter „Sarah & Hagar“ waren sie aufgebrochen, um gemeinsame und auch unterschiedliche Interessen, Wünsche und Visionen zu entdecken.

Stolpersteine, Reibungsflächen und Hürden gab und gibt es auf diesem Weg genug: Ehrenmorde und Zwangsheirat, muslimische Mädchen, die im Korsett ihrer Traditionen und Familien eingezwängt und erniedrigt werden; die Debatte über die Frage, ob Kopftuch Symbol einer antidemokratischen Haltung sei oder ein Zeichen der freien Entscheidung selbstbewusster, gläubiger Frauen; der Missbrauch von Kindern durch katholische Würdenträger; die Kontroverse um die Zwangsbeschneidung männlicher Säuglinge; die Verschwendung von Kirchensteuermitteln durch einen prunksüchtigen Bischof und die nicht enden wollende Qual katholischer Frauen, die sich um Respekt und Gleichberechtigung im geistlichen Amt bemühen.

Wer sich in einen Dialog auf Augenhöhe hineinbegibt, trägt viele der aktuellen Konflikte und Debatten innerhalb und mit den Religionen im eigenen Kreis aus und weiß zugleich, was es bedeutet, als Vertreterin einer Religion für die Untugenden ihrer öffentlichen Protagonisten verantwortlich gemacht zu werden.

Aber auch in Sackgassen und auf Umwegen eines oft schwierigen Verständigungsprozesses haben die Frauen der Initiative „Sarah & Hagar“ nicht aufgehört einander zu zuhören, voneinander und übereinander zu lernen. Sie erarbeiteten sich Sachkunde in politischen Fragen, sie lachten, feierten und stritten aufs Heftigste. Am vorläufigen Ende stand als erstes gemeinsames Arbeitsergebnis ein Impulspapier in Broschürenform als Anregung für eine interreligiös verantwortete Sozialpolitik¹.

Das Papier will Menschen aus der Sozialpolitik, den Religionsgemeinschaften, der Wirtschaft und Wissenschaft dazu auffordern, diese Impulse weiterzuentwickeln und sich für deren Umsetzung einzusetzen. Nun konnten die trireligiös besetzten Diskussionsteams, die häufig zu öffentlichen Veranstaltungen eingeladen wurden, mit einem klaren Themenangebot aufwarten und Thesen aus den Bereichen „Familie“, „Arbeit“ und „Bildung“ zur Diskussion vorlegen, die von den Vertreterinnen der drei großen abrahamischen Religionen verabschiedet wurden.

Im siebten Jahr ihrer Reise bekamen sie für dieses Arbeitsergebnis einen Preis. Die Preisverleihung und die damit verbundene öffentliche Anerkennung der Arbeit gaben den Anstoß für die weitere Suche nach Verbündeten. Die Frauen vermuteten Verbündete dort, wo säkulare Wissenschaftlerinnen auf anderen Strecken nach ähnlichen Zielen unterwegs sind. Nochmals folgte eine Wegstrecke schwieriger Verständigung über vermeintliche Gegensätze, bis schließlich über ein Bündel klar definierter Fragen (s. u.) und die Planung eines Kongresses gemeinsam mit dem Cornelia Goethe Centrum der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt a. M. und der Evangelischen Akademie in Arnoldshain der Brückenschlag gelang:

- Unter welchen Voraussetzungen lassen sich moderne Gleichstellungsforderungen und -gesetze mit den patriarchalen Strukturen der drei großen Schriftreligionen vereinbaren?
- Weshalb werden diese Religionen weiterhin nach dem Vater jenes Hauses, in dem auch Sarah und Hagar wohnen, „abrahamisch“ genannt?
- Wie können Brücken über Abgründe geschlagen werden, die sich zwischen unterschiedlichen Traditionen und Denkkulturen, politischen Haltungen, religiösen oder säkularen Begründungen auftun?
- Gewalt, Krieg, das Kriegshandwerk überhaupt – ist es nicht „Männersache“, nur allzu oft legitimiert durch den Glauben an einen mächtigen Vatergott?

1 Die „Impulse für eine geschlechtergerechte Sozialpolitik auf der Basis jüdischer, christlicher und muslimischer Traditionen“ sind als epd-Dokumentation erschienen 6/2006.

- Was vereint und was trennt die Frauen aus den drei abrahamischen Religionen?
- Kann man friedensstiftenden Einfluss eher von innerhalb oder außerhalb der Religionen nehmen?
- Wie können Frauen ihre Welt- und Lebensliebe, ihren Glauben und ihre Spiritualität leben, wenn sie in ihrer Lebenswelt und Religion als Frau diskriminiert werden?
- Kann eine freie, selbständig lebende Frau überhaupt authentisch religiös sein?

Diese Fragen sind in ihrer Komplexität umfassend und z. T. nicht unbekannt. Neu wirken sie in ihrer Konstellation und ihrem Fokus auf das Dreieck Religion – Politik – Gender. Es sind Fragen, die aus historischen Bedingungen erwachsen sind, ohne Anspruch auf vollständige Antworten.

Historische Bedingungen

Alle drei monotheistischen Religionen beanspruchen, auf wesentliche Fragen des Zusammenlebens wahre und richtige Antworten geben zu können. Jede verteidigt mit mehr oder weniger Toleranz ihre Position als Weltreligion mit alleinigem Wahrheitsanspruch. So stark sie auch gegeneinander konkurrieren und die Fronten sich verhärten, so einig sind ihre mächtigsten Vertreter sich meist im Kern eines Punktes: Frauen gelten als Menschen zweiter Klasse. Der Mann beansprucht das Geburtsrecht auf Vorherrschaft, er behauptet sich als Ebenbild Gottes.

Seit Jahrtausenden bestimmt das Bild vom Mann als Ebenbild des Vatergottes die Strukturen der Lebens- und Arbeitswelten von Menschen. So einfach es klingt, so realistisch bestätigt die Historie ein androzentrisches Weltbild, das die Menschen bis ins tiefste Unterbewusstsein prägt. Was Menschen der ersten Klasse tun, gilt als erstklassig und was Menschen der zweiten Klasse tun, kann demgegenüber nur für zweitklassig gehalten werden. Und so erscheint es den meisten als statisch, biologisch und unveränderbar. Dieser „normativen Kraft des Faktischen“ (Habermas) ist auch die unterschiedliche Bewertung von Produktivarbeit und Reproduktionsarbeit unterworfen. „Liebe“, „Gefühl“ oder „Fürsorge“ gelten in der Welt der großen (Gewalt-)Taten nicht als die weltbewegenden Qualitäten. Ungeachtet des absoluten gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses entstanden auf diese Weise tiefe Wunden durch Diskriminierung und Entwertung, körperlich und seelisch, nicht nur bei Frauen, sondern auch bei Männern, die sich dieser Ideologie harter Mannbarkeit nicht unterordnen konnten oder wollten.

So ist auch die Geschichte der Menschenrechte bislang eine Geschichte der Re-Aktionen auf bereits geschehenes Unheil, in der Frauenrechte bis vor wenigen Jahren (CEDAW 1979) Fremdkörper waren. Eine proaktive Beteiligung im Sinne einer Prophylaxe beginnt erst nach schmerzhaften Lernprozessen einzusetzen. Im vorliegenden Band widmet sich der Beitrag von Ute Gerhard ausführlich diesem Thema.

Sie zeigt auch, dass sich das Thema Menschenrechte in der Betrachtung ihrer Bedeutung und Entwicklung von (Für-)Sorge und Pflege (englisch *Care*) in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Stadien wie in einem Brennglas verdichtet. *Care* kann als Indikator und Messinstrument für soziale Verhältnisse gelten, kann Befunde zur wissenschaftlichen Betrachtung vorlegen. Die Analyse des Zustandes bzw. der öffentlichen Anerkennung und Unterstützung sowie der begleitenden Umstände vermittelt eine empirische Faktenlage, mit der Vergleichbarkeit hergestellt werden kann.

Religiöse und kulturelle Hintergründe

Worum geht es? Genau genommen geht es um nicht mehr und nicht weniger als *Liebe*. In einer Welt, die Menschen und Dinge mehr und mehr am Maßstab von Rationalität, Effektivität und Leistung misst – und sei dies auch im zerstörerischen Sinn –, gehört Liebe, ebenso wie „Aufmerksamkeit“, „Respekt“ und „Achtsamkeit“, aber auch „Schwäche“ und „Bedürftigkeit“, zu den nicht quantifizierbaren Gütern, die in das Private gedrängt wurden und werden. In dieser – bisher weitgehend als Frauendomäne qualifizierten – Zone ist Liebe schon längst öffentlich und auch politisch geworden. Sehnsucht nach dem, was ewig hält und trägt, wird u. a. in der Populärkultur von Musik, Film, mancher Internetformate sowie in Liebes- und Hochzeitsritualen einer öffentlich zelebrierten Liebesreligion vermittelt. Die Unwuchten eines auf Dauer von der Vorherrschaft des ökonomisch nicht loslösbaren Privatlebens wirken sich längst auf die Leistungsfähigkeit Einzelner und sozialer Zusammenhänge aus. Um vorgegebene Ansprüche mit eigenen Sehnsüchten zu verbinden, fehlt den meisten Menschen die notwendige Geschlechterrollenflexibilität, die sie intelligentere, unkonventionellere und phantasievollere Lösungen finden ließe und zudem resilienter gegen Verunsicherungen machen würde. Die Folgen sind u. a. hohe Scheidungsraten mit störenden Folgen für die Effektivität gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Abläufe, ebenso wie unlösbare Probleme bei der Organisation der Betreuung und Erziehung des Nachwuchses oder der Versorgung von Alten in einer älter werdenden Gesellschaft. *Care* – das Sorgen, Fürsorgen und Pflegen, auch von menschlichen Beziehungen in ihrer biografisch jeweils unterschiedlichen Kapazität von kraftvoller Verantwortlichkeit und Bedürftigkeit – ist längst zum ge-

samtgesellschaftlichen und zum globalen Problem geworden. Das liegt nicht zuletzt daran, dass es weiterhin ausschließlich nur einer Hälfte der Bevölkerung zugeteilt wird, den Frauen.

Im vorliegenden Band haben die säkularen Wissenschaftlerinnen bei dem Versuch, die aufgelisteten Fragen in Beziehung zu den historischen und aktuellen Rahmenbedingungen zu setzen und mit Antworten oder Erklärungen auszustatten, verschiedene Ansätze gewählt. Neben der menschenrechtlich ausgerichteten Perspektive von Ute Gerhard weiten die Beiträge von Margrit Brückner und Ursula Apitzsch den Blick auf die weltweite Relevanz der Care-Thematik, deren historische Kontinuität und die dahinter liegenden politischen und emotionalen Kosten.

Religiöse Deutkunst und feministische Theologie

Was aber können Religionen, die alten Traditionen ihrer Schriften und eine religiöse Deutkunst (Hermeneutik) beitragen? Inmitten einer säkular definierten Wirklichkeit erfährt die religiöse Deutungskultur durch die Rede von Jürgen Habermas aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels neue Aufwertung. Religiöse Metaphern, Bilder, Denkformen können – so die gemeinsame Schnittmenge einer ansonsten durchaus kontroversen Diskussion über das Verhältnis von Religion und Säkularität (siehe z. B. Mendieta/VanAntwerpen 2011) – Angebote machen, um einen untergründig vorhandenen menschlichen „overlapping consensus“ (John Rawls) in ethischen Fragen zu formulieren – auch in und gegen die in der Welt herrschenden Mächte und Deutungshoheiten. Dies gelingt nur, wenn solche Angebote interreligiös entwickelt werden und sich dabei nicht in Konkurrenz zu säkularen Denkformen, sondern als deren komplementäre Ergänzung verstehen.

Für das Thema *Care* zeichnet sich dabei ein Paradigma ab: In allen drei Traditionen aus dem Hause von Sarah und Hagar gibt es eine Qualität, die für das Göttliche und das darauf antwortende menschliche Handeln gemeinsam charakteristisch ist: Barmherzigkeit. In ihren semitischen Ursprüngen bezeichnet die Wurzel dieses Wortes *rhm* (*rahamim*, *rahma*) den *rehem* – den Mutterschoß, also ein von seinen biologischen Ursprüngen her weibliches Körperteil, in dem jedes Menschenkind ebenso geborgen ist, wie es aus ihm in die Freiheit entlassen wird.

rhm (*rahamim*, *rahma*) bezeichnet eine Qualität, die jedem Menschlichen eigen ist: Sie zeigt den Menschen ebenso schutzlos und bedürftig, wie frei für Verantwortungsübernahme und Fürsorge – je nach Alter, Lebensphase, Gesundheitszustand. Mit Hanna Arendt (1958) wäre diese Qualität des Menschlichen als „Gebürtlichkeit“ oder Natalität zu bezeichnen – ein Ur-

moment menschlicher Existenz als „Sein in Beziehung“, in dem diese erst über *Care* zu einer vollständigen, heilen werden kann. Im Anschluss an Friedrich Schleiermacher könnte sie auch als „schlechthinnige Abhängigkeit“ in die theologische Anthropologie eingeschrieben werden.

Wenn das Göttliche – und damit das menschlich und sozial mehr oder weniger transzendent begründete „Gute“ – sich auch öffentlich an dieser Qualität der Barmherzigkeit oder „Gebärmütterlichkeit“ orientieren soll, gilt es, im Ewigen ebenso wie im Irdischen, Geschlechterbeziehungen neu zu verorten. Damit haben Frauen der drei monotheistischen Traditionen begonnen, indem sie die Schriften ihrer Tradition auf die jeweils eigene Weise kritisch lesen. Unter der patriarchalen Kruste entdecken feministische Theologinnen dabei reiche Bilder, Gedanken, Welt- und Lebensdeutungen, die die Augen für die Vision einer gerechten und menschenwürdigen Welt öffnen (siehe z. B. Schottroff/Wacker 2007). Je mehr diese Visionen Bilder von Differenz und Gleichheit unabhängig von Geschlecht, Lebensform, kultureller und sozialer Herkunft beinhalten, umso offensichtlicher wird, dass sie einen Anspruch auf öffentliche Gültigkeit erheben können – schon deshalb, weil sie „Mensch“ und „Welt“ in großer Vielfalt spiegeln und sie nicht dem androzentristischen Bild des jungen, weißen, heterosexuellen Vorbildmannes unterordnen. Solche Visionen der Vielfalt haben weder in der Enklave privat gepflegter Frömmigkeit Platz, noch lassen sie sich in eine öffentlich kultivierte und banalisierte Liebesreligion abdrängen. Sie wollen auf der Bühne des öffentlichen Lebens ihr kritisches und ermutigendes Potenzial zur Sprache und zum Ausdruck bringen.

Gleiche Teilhabe an Welt und Leben

Das können sie nur, wenn die religiösen Rituale ebenso wie die privaten Sorgen der Reproduktionsarbeit von Frauen und Männern gleichermaßen gestaltet werden. Die Forderung nach gleichberechtigter Teilhabe von Frauen im öffentlichen religiösen Amt gehört deshalb zu den gemeinsamen Anliegen von Frauen in allen drei abrahamischen Religionen. Auch wenn im kreativen Protest und Widerstand gegen eine patriarchale Öffentlichkeit Frauen sich die Würde dieses Amtes – egal welcher Religion – auf eigensinnige Weise erobern können. So geschehen beim Protest der russischen Punkgruppe Pussy Riot im Raum orthodox-patriarchaler Herrschaftssymbole.² Zugleich

2 Vgl. Anne-Marie Korte: Pussy Riot's Punk Prayer as a Case of/for Feminist Public Theology . in: Hrsg. Ulrike Auga, Stefanie Krauss, Sigridur Gudmarsdóttir, Silvia Martinez

gilt es, den traditionell als Bereich der Vorherrschaft von Frauen definierte Raum des Privaten, Sorgenden, Beziehungspflegenden, „Häuslichen“, mitsamt den darin enthaltenen Arbeiten und Verpflichtungen, mit Männern zu teilen. Wichtig ist deshalb eine Verschiebung zwischen öffentlicher und privater Deutungsmacht der festgeschriebenen Rollen von Männern und Frauen. Dies geschieht zum einen durch die Ausübung des öffentlichen religiösen Amtes durch Frauen, wie sie in der liberal-jüdischen und protestantischen Tradition inzwischen immer mehr zum Normalfall geworden ist, und auch durch die Setzung des Faktischen, nämlich einer weiblichen Gebetsleitung, wie sie z. T. im Islam inzwischen praktiziert wird. Zwei Autorinnen in diesem Band sind hierfür wichtige Wegbereiterinnen: Amina Wadud, die als erste Frau ein muslimisches Freitagsgebet leitete, bei dem Frauen und Männer anwesend waren. Und Rabeya Müller, die als Imamin einer liberalen Gemeinde ebenfalls muslimische Feiern geistlich leitet und gestaltet.

Komplementär zu solchen Aufbrüchen im öffentlichen Leben braucht es auch Veränderungen im Privaten. Wie sie aussehen könnten, zeigte sich im Jahr 2005 während eines interreligiösen Lernhauses in der Evangelischen Akademie Arnoldshain, als die liberale Rabbinerin Elisa Klappheck ein männliches Mitglied ihrer Gemeinde dazu einlud, das Privileg des Kerzensegens am Sabbath Abend zu übernehmen, das traditionell zur Domäne von Frauen als „Priesterinnen des Hauses“ gehört. Es zeigt sich darüber hinaus überall dort, wo Männer darauf bestehen, ihre Vaterrolle aktiv ausfüllen zu dürfen, statt ihr Privatleben gänzlich den beruflichen Anforderungen unterzuordnen; oder wo junge Männer sich entscheiden, trotz schlechter Bezahlung die berufliche Tätigkeit als Erzieher oder Grundschullehrer anzustreben, um damit Kindern ein männliches Vorbild und die Chance auf eine selbstbestimmte Gestaltung der eigenen Geschlechtsidentität zu geben.

Der Kongress

Ein Kongress zum Thema *Care* stand am Ende des zweiten Abschnittes auf dem Weg von „Sarah & Hagar“: Frauen aus den Religionen und der säkularen Wissenschaft dachten gemeinsam über das Humanum sorgebedürftiger und freiheitsfähiger Gebärtlichkeit nach.

Der vorliegende Band versammelt nun die Ergebnisse dieses Kongresses. Neben den genannten Beiträgen aus Politik- und Sozialwissenschaften von Ute Gerhard, Ursula Apitzsch und Margrit Brückner wurde aus unterschied-

Cano: Widerstand und Visionen – der Beitrag postkolonialer, postsäkularer und queerer Theorie zu Theologie und Religionswissenschaften. Jahrbuch ESWTR 2014 S. 31-53

lichen Blickwinkeln auf religiöse Traditionen geblickt und gefragt, wie das Thema *Care* dort jeweils im Wechselspiel zwischen oft mangelnder Geschlechtergerechtigkeit, Verantwortung und Fürsorge zur Sprache kommt und im Handeln sichtbar wird: In den drei theologischen Beiträgen werfen Esther Jonas-Märtin, Christine Globig und Amina Wadud den Blick auf Geschichte und Gegenwart der Geschlechterbeziehungen und Fürsorglichkeit in jüdischen, christlichen und muslimischen Traditionen.

Die große Unterschiedlichkeit dieser drei Beiträge zeigt, wie verschieden die Standorte sind, von denen aus Frauen in den drei Religionen denken und handeln, wenn sie von einem Ort innerhalb ihrer eigenen religiösen Traditionen aus Position beziehen wollen: Während eine im doppelten Sinn emanzipatorische Näherung aus jüdischer Perspektive, wie im Beitrag von Esther Jonas-Märtin, traditionelles jüdisches Denken mit einer modernen emanzipatorischen Sichtweise zu verbinden sucht, zeigt der Beitrag von Christine Globig, wie christliche Feministische Theologie in aufgeklärter Weise mit dem Care-Gedanken säkulare Denkmodelle in theologisches Denken zurückzubinden sucht. Der Beitrag von Amina Wadud widmet sich demgegenüber einem Rundumblick auf den Stand muslimischer feministischer Perspektiven im Irrgarten unterschiedlicher Marginalisierungs- und Polarisierungstendenzen und wirkt der doppelten Diskriminierung von Frauen (Geschlecht und Religionszugehörigkeit) entgegen. Als feministischer muslimischer Grundlagenartikel öffnet er den Horizont auf einen neuen Raum gemeinsamen Nachdenkens zwischen Frauen der drei Religionen.

Anschließend widmen sich die Ausführungen von Chasan Jalda Rebling, Hans Prömper, Rabeya Müller und Agnieszka Satola der konkreten Alltagspraxis gelingender oder noch ausstehender Gerechtigkeit in praktischen Care-Beziehung. Auch hier zeigen die Beiträge, wie unterschiedlich die Voraussetzungen von Frauen im Nachdenken über das Thema sind: Jalda Rebling ist an erster Stelle mit der alltagspraktischen Wahrung und Integration jüdischer Traditionen in die Herausforderungen des Care-Notstands beschäftigt. Der Beitrag von Hans Prömper, der in der katholischen Männerarbeit und in der Erwachsenenbildung wurzelt, widmet sich demgegenüber dem Rollenzwang und den harten Restriktionen, die Männer aller Religionszugehörigkeiten erfahren. Gerade dieser Zugang kann so auch von Rabeya Müller im Blick auf muslimische Männer der nachwachsenden Generation aufgenommen werden: Befreit die Männer von solchen verklebten, nur vorgeblich in der „Tradition“ unwiederbringlich eingewurzelten Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Agnieszka Satola mutet uns in ihren empirischen Untersuchungen den Blick in die harte Wirklichkeit des „Care Drain“ entlang der innereuropäischen Ausbeutungslinien zu. Auf diese Weise wird die Sicht frei, um das Ziel partnerschaftlicher, gegenseitiger Anerkennung von Frauen und Männern ins Auge zu nehmen.